

# DER ERZÄHLER

Samsstag, den 4. Juni 1932

Nummer 32

Beilage zum Altendauer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

## Die Gefangenen der Conciergerie.

Historische Skizze von Thyra Wendte-Dittens.

Die Wasser der Seine murren und spülen mit kleinen, schmutzigen Wellen gegen die Gitter-Tür, die das Herz noch schwerer macht. Dunkel erhebt sich auf der Insel das Palais de Justice in den grau verhangenen Wänden. Zweimal schon berührt die Grobmauer die vielen Gebäude. Was da noch steht, sieht nach Trümmern aus, ist nur trauriger Rest eines besseren Zeits. Die Stille der Conciergerie lagert über Paris; es regnet nicht, der Himmel kann nicht mehr weinen über das unendliche Leid der Menschheit.

Im südlichen Winkel des Palais brennt im oberen Teile der geraden, gotischen Sainte-Doppelkuppel ein müdes, flackerndes Licht, der Widerschein einer Kerze. Dieses kleine, trübselige Licht durchdringt die nächtliche Finsternis und grüßt geschoßten Gefangenen in der Conciergerie, der am verfallenen Fenster steht. Vor seinen Augen tanzt es hin und her, bis das schmerzliche Schließen seiner Lippen verknüpft und der trügerische Schein lieblicher Bilder vor seine Augen gaudert, Tage der Hoffen, Gottesdienste in jener Kapelle da draußen.

Seine Kleidung ist zerfetzt, sein Haar wirr, sein Blick unfähig der Trauer. Die Mauern der Conciergerie sind ihm, man kann das Wesen der Hunderte, die gleich ihm Freiheit und Leben lassen müssen, hier nicht hören. Er fragt sie an Ende gar nicht? Sind sie so stolz und still, wie es sich für Gekerkerte ziemt? Er wußte es gern. Er weiß genau, daß auch seine Stunde schlägt. Heute abend hat man die Königin aus dem Temple, in dem die königliche Familie eingekerkert war, hierher gebracht. Die Wächter unterhielten sich darüber. Er fühlt den grenzenlosen Schmerz eines treuen, mitfühlenden Verzens.

Die Nacht vergeht. Niemand kommt. Man hat ihn durch eine kleine Öffnung Wasser in den Keller geschoben. Er ist abgedrückt von aller Welt, niemand, der ihm Trost gibt, niemand. — Der Tag steigt langsam auf, der 21. Januar 1793.

Man wirft ihm ein Stück trockenes Brot hin. Er hebt es auf, steckt es in die Tasche. Hunger quält ihn, aber er kann es nicht essen. Wirklich, er kann es nicht. Wie er frantically liebt! Er dachte der jungen Königin Marie-Antoinette, er erlebte mit ihr das strahlende Glück und den tiefen Schmerz. Nur als man sie gefangen nahm, war er auf einer Reise begriffen. Er eilte nach Paris zurück, zu spät, er fand sie nicht mehr, die ihm teuer gewesen.

Nun hat auch ihn das Schicksal ereilt. So wird er ihr treu bleiben, noch im Tode. Sie hat es manchmal überhört gefordert. Da ist auch ein kleines, feines, helles Bild, das aus dem Dunkel hebt, eine zarte Gestalt, braune, gepuderte Lippen, strahlende Schenkel und ein verwegenes, schelmisches Lächeln. Er erbebt leise. Gott schütze sie!

Die Glocken läuten über Paris, Sturmglocken. Trommeln wirbeln in den Straßen. Da bricht er in die Knie und weint bitterlich. Er, der Mann! Ludwig XVI. ist nicht mehr! Tragisches Geschick eines Dulders, der sein Volk liebte. Die Privilegien seiner kaiserlichen Ahnen schaukelte ihm sein trübes Grab.

Die Sonne steht hoch über Paris. Sie beleuchtet das Blutgerüst, sie beschneit ein mit Kalk gefülltes Grab auf dem Magdalenenfriedhof, das des königlichen Leichnams harret. Das bedrückte, zerfetzte Epitaphium auf der Brust des Mannes leuchtet sich von Tränen.

Draußen raselt Schüssel — Stimmengewirr — Tritte, die sich seinem Keller nähern. Er fährt mit dem Kessel über die Augen. Niemand soll ihn schwach sehen. Wird er des Königs Nachfolger auf leiblicher Fahrt?

Man reißt die Tür auf, eine dunkel gefärbte weibliche Gestalt tritt von oben herab in die Tiefe des Raumes gestiegen. Lachen und Weibchen begleiten dieses Schauspiel, hässliche Worte, die der Zitternden ein reiches Amüsement winkeln. Dann fliegt die Tür zu. Der einsame Mann hat Gesellschaft bekommen.

Die dunkle Gestalt ist in die Knie gesunken. Ihre Stirn schlägt gegen die feuchte Mauer, ihre Hände bedecken das Gesicht. Ein trostloses Wimmern schneidet dem Mann ins Herz. Aus seinem Winkel wirft er mitleidige Blicke auf die zusammengekrümmte Gestalt. Es ist dunkel im Räume, das enge Fenster läßt nur wenig Licht herein. Sie scheint jung zu sein, die Gefangene. Er verläßt seinen Winkel, er macht ein paar Schritte, steht hinter ihr. Sein Hand gleitet behutend über zerzauste Frauenhaar, feinenweiche, braune Lippen. „Madame!“ Seine Stimme klingt unendlich gültig. Er hat das eigene Leid fast vergessen, er sieht nur das fremde, und es ist das einer Frau.

Sie verflucht, sie hebt den Kopf. Sie lauscht. Nun wendet sie ihm das Antlitz zu, ihre weiche Stirn leuchtet ihm entgegen. Zwei Augenpaare begegnen sich in fastungslosem Begreifen. Er reißt sie vom Boden empor. „Kommet!“ Sie lehnt an der Wand, streicht zitternd die Lippen aus der Kinderstirn. Loslos ist ihre Stimme, kommt aus weiter Ferne. „Wo sind wir, Graf?“

Die Stimme verlagert ihm vor Erschütterung. Ihre kleinen, kalten Hände bedeckt er mit Küssen. „Minette, wie kommen Sie hierher?“ — Sie zuckt mit den Schultern, wiederholt ihre Frage: „Wo sind wir?“ — „In der Conciergerie, im Todeshaus“, murmelt er mit bleichen Lippen. „Hier, ob, hier!“ Ihre Augen entzünden Tränen, tief neigt sie ihre Stirn. Er breitet die Arme aus. Sie lehnt sich an ihn, sie, die bei Hofe bekannt war durch ihre Sprachschrift, die ein Kind blieb inmitten des Lagers, die dem alternden Grafen nur immer Freundschaft entgegengebracht, weil sie die Liebe nicht kannte. Nun hebt sie ihre Augen ihm entgegen, ihr Mund nästet sich dem seinen, sucht inmitten der Todesnot das warme Leben, findet es. Fieberhafte Schütteln die zarte Mädchenstirn, ein frischer Lebenshauch springt plötzlich in ihr auf. Sie will ja noch nicht sterben, sie will nicht. Sie hat das Leben ja noch gar nicht bis in seine tiefen Tiefen kennen gelernt. In dieser Stunde voller Todesnot giebt die Schmach nach dem blühenden Leben Feuer in ihre Adern. Ihr Atem fliegt, ihre Wangen glühen, ihre Augen glänzen wie.

Der Mann, der am Hofe draußen der Unerfahrenen Hüter sein wollte, fühlt, daß ihr Verlangen viel mehr dem Leben selber gilt denn ihm. Er will ihr das Scheiden nicht schwerer machen. Ihr braunes Köpfchen an seiner Brust streicht er mit ruhiger Hand. Wie eine Warnung steht es vor ihm: „Wer das Leben nie gut gekostet, wird es leichter lassen können als der, dem es alle Pforten öffnete.“ Ihre Lippen sind vor Angst so bleich. Noch einmal fragt er: „Wie kommen Sie hierher, Minette?“ — Er erreicht seinen Zweck, sie wird von der grauenhaften Finsternis abgelenkt.

Was hat sie denn groß getan! Auf dem Platz Ludwigs XV., wo man über dem Biedstahl der zertrümmerten Bildsäule das Muttergott errichtet hat, an jenem Ort, der des königlichen Großvaters Ruhm vertritt, hat sie versucht, sich durch das Volk zu drängen. Ihre dunkle Kleidung fiel nicht auf, wohl aber ihr Gebaren. Sie weiß nicht, woher ihr der Ruh gekommen ist, der kaiserliche Ruh. —

## Das graue Heer / Skizze von Horst Viernath

Wochenlang brannte die Sonne unbarmherzig vom bleiernen Himmel. Die Erde bakt, und die Steppe zwischen Don und Kaukasus verdorrte. Die Nächte waren schwül und schwer, die Tage erstickend und unerträglich. Die Brunnen versiegten, der Viehstand der Flüsse sank, der Grundschlamm tauchte empor, und die fäulnisigen Wiesen der Wolga verwandelten sich in eine Sandwüste.

In Siotti, dem Wallfahrtsort der kalmückischen Buddhisten, stehen die Priester und Gelogen vergeblich um Regen. Aus allen Teilen der Steppe strömen Wallfahrer auf müden Pferden zu dem heiligen Ort, um die Gebets-trommeln zu drehen, sich den Wasserjungen spenden zu lassen, die heiligen Pfäde zu küssen und in großer Prozession um die geweihten Hütten zu wandern.

Von den Quellen des Manjisch her zog auf abgetriebenen Säulen Sotia, ein bekannter, kalmückischer Pferdezüchter, samt seinem Weibe zum heiligen Siotti. Ihn bewog nicht die Regenarmut dieses Sommers, die beschwerliche Reise in dieser heißen Jahreszeit zu unternehmen. Seine Pferde hatte er zum Manjischsee hinaufstreifen lassen, und dort fand sein Gefährt Wasser und Weide genug. Er wallfahrte mit seinem Weibe, um Buddha um einen männlichen Erben zu bitten. Seine Frau war tüchtig, sie arbeitete mehr als zwei Esel, aber sie hatte ihm bis jetzt nur Töchter geboren, und bevor er sie ihren Eltern zurückschickte, wollte er es nochmals mit einer Wallfahrt versuchen.

Siotti war in ein Heerlager verwandelt. Tausende von Kalmücken hatten ihre Zelte in der Nähe des Heiligtums aufgeschlagen, und die Prozessionszüge waren unabsehbar. Auf die Zelte der Wallfahrer stach die furchtbare Zuckung, strahlte der Himmel in Weißglut herab — aber die stehenden Gebete und die Prozessionen rührten Buddha nicht.

Zuerst farbten die Allen und Kranken, die sich mühselig bis zum Heiligtum geschleppt hatten — dann die Säuglinge, denen die leeren Brüste fiebernd Mütter keine Nahrung zu geben vermochten — und schließlich das große Sterben über alle. Siotti wurde ein riesiger Friedhof — und Buddha lächelte. Als die Brunnen zu versiegen drohten, spendeten die Gelogen von den geweihten Gerichten herab den letzten Wasserjungen auf die anbedingte Menge und schickten sie nach Hause.

Sotia war guter Mutes. Die Priester hatten ihm versprochen, sich seiner Sache anzunehmen. Aber der Rückweg wurde schwer. Eines der Lasttiere mußte bald nach dem Aufbruch von Siotti abgetrieben werden. Die Wallfahrtsknechte wurden dem Reiterpferde der Frau aufgesattelt, weil es die leichteste Last trug. Die Steppe war ein stummer, sandiger Meer. Der Horizont verzerrte sich in tiefen Gruben, die die mühsam auszuweichen, preßten die Körper gegen die kühle Erde, deren Frische aber bald verwelkte und zu glühen begann.

Nationalgardisten fanden auf dem Wege unter Geheul Kanonen mit Kugelflächen geladen, waren gegen das Schloß gerichtet. Ein starkes Reitergeschwader unter dem Befehl des Generals der Nationalgarde Centerre umgab die Gesandten.

Sie hatte das Tuch gegen den Mund gepreßt, um nicht ihr Weib, ihre Empörung hinaus zu schreien, die kleine Kontesse. Es gelang ihr, sich bis dicht zu Ludwigs Wagen vorzudrängen, da hat sie das Tuch ankommen und — dem getörschten zugewandt. Sie wußte, daß er sie bemerkt hatte, aber er sah zur Seite, wollte nicht, daß man ihr seine Willen ein Leid antat.

Man achtete nicht auf sie, viele Hände erhoben sich hinter ihr im Born gegen den König. Es war, als hätte sie das Zeichen gegeben zur Entseelung des Kaisers, der lange auf und geschwiegen hat unterdrückter Volkszorn. Jählen. Ein Pfeifen brach obenherab los. Da war sie geflüchtet. Ein Offizier der Garde aber folgte ihr heimlich. Er sah ihre Tränen, als man dem König die Pforte abschloß, als man ihm die Hände band und er mit Egowort, dem Reichsober, niederkam.

Die kleine Kontesse hat noch gesehen, daß der General Ludwigs XVI. Haupt zur Schau trug, daß sich Hände und Füße in seinem Blute badeten. Dann ergriff man sie, rohe Hände stießen sie vorwärts. Jener Offizier, der sie verfolgte, oh, jetzt erkannte sie ihn wieder, sie hatte seine wilden Redensarten einst voller Abscheu zurückgewiesen, und jetzt nahm er Rache.

Ihre Tränen fließen nicht mehr. „Ich habe doch nichts getan, man kann mich nicht vorwerfen. Darf man denn nicht einmal mehr um einen Sterbenden weinen?“ — „Nicht, wenn dieser Sterbende ein König ist“, erwidert der Graf bitter. — „Sie müssen mich doch wieder frei lassen.“ Er nicht nur. „Ihnen Kind, denkt er, quält, armes, junges Mädchen, denn Plakaten hilft dir nichts. Aber er spricht es nicht aus. Woher auch? Das Grauen kommt noch früh genug.“

Sie ist verflucht. Der ungeschworene Schmerz läßt sie erstarren. An der Brust des Mannes lehnt sie, hilflos, matt, vernichtet. Tiefes Schweigen umgibt beide.

Die Wasser der Seine glänzen im Sonnenlichte des 21. Januar und spülen in kleinen Wellen gegen die Gitter-Tür an. Die Gefangenen der Conciergerie hatten mit zerfetzten Herzen des Urteilspruchs. Wann holt man sie!

## Tintenschöber und Dreierfemmel.

Historische von Hindenburg von Heinz Stegmann.

Von berühmten Leuten kennt man zumeist nur den Namen und die große Leistung, die den Ruhm begründete. Also sei verstanden, den beiden dieser beiden Helden zu nächst einmal richtig vorzustellen: Paul Louis Hans v. Hindenburg, geboren im Oktober 1847 zu Posen.

Von nun an soll der Held nur noch Paul heißen, viel leicht auch Paulchen; denn zur Zeit, als sich die Geschichten mit dem Tintenschöber und der Dreierfemmel begannen, war er erst zwölf Jahre alt, noch ein Kind, ein Knabe, ein verträumter Bannhüter. Wo? Zu Glogau in Schlesiens, Bürger-schule. Lina, seine, allerletzte Bank. Inzwischen, Paulchen, war mittlerweile ein Pünchen damals, und das ist gut so, wie hätte sich sonst ein Personenschicksal und an seiner Person, die inzwischen eine Persönlichkeit wurde, die biblische Weisheit erfüllen konnte, die — siehe Mathäus 19,30 — behauptet: Die letzten werden die ersten sein?

Paul ist heute in der ersten Bank. Ordnung muß sein. Bist du, was du bist, und wenn er nun nach getaner Tagesarbeit irgendwas einträgt und unterschreibt, wurde er immerfort beglückt, er solle etwas vormitteln. Das ging dann eine halbe Nacht hindurch. Ja, wenn die Leute wenigstens was

garni wie ihre Umgebung. Das Wasser in den Schläuchen wurde warm und saulig.

Am fünften Reisetage bekam der Jungknecht, der die Reiterführte, das Fieber; sie gruben ein Grab, legten sein Haupt nach Ost und schütteten ihn hoch zu. Am folgenden Tag stürzte das zweite Reiterpferd. Als Sotia ihm den Gnaden-schuh geben wollte, sprang es plötzlich auf und raste mit den Wallfahrtsknechten in die Steppe hinein — vor Hitze toll geworden. Ueber ihm kreiste ein gutes Dutzend Geier. Die stiegen bald herab. Da wußte Sotia, daß es nicht weit gekommen war, ritt ihm nach und schnallte die Schläuche ab. Er brauchte ihm keine Kugel mehr zu geben. Ein Tag und eine Nacht trennte sie noch von seinen Hütten. Sie ruhten bis zur Dunkelheit. Am Abend lag er die drei übrig gebliebenen Tiere faulen, soviel sie wollten, traut sich selbst nicht, und die Frau tat das Gleiche. Und gleichsam als ob sie die heimatischen Weidegründe witterten, griffen sie abgetriebenen Säule gut zu. Ein roter Mond wanderte über den schwarzen Himmel, und die Sterne lobten wie hellgrüne Fackeln. Die Hügel, aus denen der Manjisch entsprang, tauchten vor Sotia auf und krümmten ihre mondeshellen Rücken in den fatten Himmel.

„Hoi und hoi, greißt aus, meine Wadern!“ rief Sotia. „Vorwärts, meine Adler!“ Die Pferde flohen über die fatten Hügel dahin. Aber plötzlich verhielten sie den Lauf und fogen mit gebähten Köpfen und zitternden Flanken die Luft ein. „Hoi! Was ist's mit Euch?“ — „Vorwärts, ihr Lumpen, ihr Vagabunden! Lauf!“ Sotia schlug seinem Pferd die großen Knäpfe in die Rippen. Der Gaul stieg wiebernd und drängte verfürzt zurück. Auch das Pferd des Weibes schaukelte angrifflich.

„Ich glaube, es wittert Gefahr“, sagte die Frau. „Schweig, Du! Was für eine Gefahr? Geht! Du Schlangkopf, so nimm mir doch die Gefahr! Vorwärts! Zwei Weg-finden sind es noch, meine Taugen. Greißt aus, meine Fackeln! Seht und spott, ihr Hunde!“ Sotia schlug seinem Pferd die schwere Faust auf die Kruppe. Wiebernd stob das Tier davon und rief die anderen mit sich fort, die Hügel hinauf und die Hügel hinab über bleiche Kämme, durch dunkle Täler. Der Mond gab helles Licht herab, und hinter den Hüfen der Pferde stob leuchtender Sand auf. Nun fielen die Hügel ab und schlangen sich in die Ebene aus.

Was war das dort, über den letzten Bodenwellen? Sotia rief den Gaul zurück, daß es fast den Halfterriemen sprengte. Das Tier zitterte am ganzen Leibe. Dort, die letzten Hügel waren grau und verfluchten das Mondlicht, und das quirlte und mochte und flüchtete wie ein breiter Strom voller Unrat und Gift. Das brodelte und glitt vorwärts wie ein gräßlicher See — und die Pferde schaukelten, und den Menschen gerann das Blut. Unbeweglich, wie in einem jähen Tode erstarrt, aus entsetzten Augen blickten sie auf das nahe, gefährliche Schauspiel: die grauenvolle Prozession von

weiß noch, mehr und überlieferte auch die Hirscher von Tintenschöber und dem Dreierfemmel-Tesament.

Zunächst zum Tintenschöber: Der Lehrer Paulchens hieß Schöber. War ein armes Kind, hatte eine Frau, von Kindern und konnte darum von keinem Knappen Gehalt nicht leben. Glücklich ging es ihm nur am Hengstboden, und sein Vaterstand war aus Hunger und Gerechtigkeit. Doch Schöber half sich ein bißchen: Er stellte die Tinte für seine Schüler selber her und kassierte dafür monatlich einen Dreier je Kase ein. Er nannte das „Tintenschöber“, und die Bören legten ihrem Magister den Spitznamen Tintenschöber bereitwillig bei. Kam es nun vor, daß Paul v. Hindenburg von irgend einer Tante oder einem Onkel etwas Taschengeld geerbt hatte, dann gab er heimlich die Tinte unter's Bult, hob den Finger, meldete, er habe keinen Schreihof mehr und gab somit dem armen Schöber in allen Ehren einen außerordentlichen Dreier zu verdienen. Wie sein von dem Bengel!

Und das Dreierfemmel-Tesament? Ach, Paulchens Papa war kein Midas, war beinahe dürftig zu nennen. Was verdiente damals schon ein Hauptmann von der Infanterie?

Trotzdem: Paul bekam jeden Morgen eine Dreierfemmel in die Tasche, daß er in der Hirscher-Schule etwas zu fressen habe. Doch sah neben Paul der kleine Schreiger, Sohn armer Eltern. Schreiger hatte keine Dreierfemmel in der Tasche. Schreiger hörte oft vor Magenkurren nicht, was der Tintenschöber sagte. Mit dem blaffen Nebenmann aber teilte Paul v. Hindenburg seine Dreierfemmel. Jeden Morgen. Vier Jahre lang. Dann wurden die Buben getrennt: Schreiger blieb auf der Hirscher-Schule zu Glogau, Paulchens mußte nach Wallfahrt zur Kadelienanstalt. Diese Versekung, um die man den schlaun Hauptmannssohn beneidete, nahm Paul indessen nicht für sich: Was sollte aus Schreiger werden? Wenn der kleine Hindenburg mehr bekam? —

Im Frühjahr 1859 war es, als Paul v. Hindenburg auf dem Bettand lag, trüb und nachdenklich, noch nicht ganz zwölf Jahre alt, sein „Tesament“ zu schreiben. „... ruhigen Zergens will ich Kadelien in Wallfahrt werden, wenn ich die Gewissheit habe, daß mein flingender Bruder Otto alle Tage mit Schreiger seine Semmel teilt. Der muß sonst verhungern!“

Ich weiß nicht, ob Otto das Tesament treulich erfüllte. Weiß nur, daß der Ultimus aus der Quinta ein Primus in der Geschichte wurde. Möge er das bleiben! Er hat mit seiner weise schon anderes teilen können als eine Dreierfemmel.

## Großstadtballade.

Von Franz Adam Beyerlein.

Auf unserer Treppe wurde wieder einmal musiziert. Immer aufs neue erstickt dann die Frage: Soll man nun, wenn es an der Tür klingelt, etwas geben? Die Fachleute sagen: Nein. Immerfort liegt auch ohnehin der Knäppel beim Ende: Man hat die paar Pfennige, um die es sich dreht, am Ende selber nötig. Dieser Musikanst hat seine Sache mit Hilfe einer Mandoline so leicht gemacht, daß er einen Ausnahmegerner erhielt. Und ich liebt ihn obendrein, er hätte sehr hübsch gesungen und gespielt. Das freute ihn sichtlich.

Was geschah? Am Abend, in der Dämmerung, klingelte er zum anderen Male. Ich erkannte ihn an seinem Aufschloß; denn auch er schloß zu der Klinkenabnahme. „Choi!“ dachte ich, aber er wollte etwas ganz anderes. Ob er die Mandoline über Nacht dalassen dürfte? Am nächsten Morgen wurde er sie wieder abholen.

Erlauben Sie, Verehrtester! Wie so und warum denn?“ — „Ein, das war so. Wenn er nun nach getaner Tagesarbeit irgendwas einträgt und unterschreibt, wurde er immerfort beglückt, er solle etwas vormitteln. Das ging dann eine halbe Nacht hindurch. Ja, wenn die Leute wenigstens was

Laufenden hungriger, mutiger Wandereratten...

Die Pferde herum und in jagendem Galopp zur Flucht! Die Reiter knallt, und der Sporn stößt zu. Sand fliegt auf! Die Böden hinan! Vorwärts! Vorwärts!

Zu spät! Das furchtbare Heer ist aufgeschreckt. Nun geht es um's Leben. Ganz klar ist Sotia und ganz kalt. Er rast an das Pferd seines Weibes heran und reißt es zurück. Sotia neben ihr. Reißt beide Pferde herum — und lüchelt das Kastier. Schaut kaltblütig vor sich. Es wagt heran. Die Hügel leben. Da zieht er seinen Dolch und stößt ihn dem Kastier tief in die Hinterhand. Das wiehert vor Schmerz hell auf und stürzt blindlings davon — dem grauen Tode entgegen.

Und vor ihnen jagt ein ekelhafter Klumpen, holpernd, bricht zusammen, stürzt, überschlägt sich, ist grau, zuckende, furchtbare Unform. Und jetzt die Sporen eingeseßt! Die Hügel beider Pferde in den höchsten Galopp! Sotia mit seinem Weibe an dem zuckenden, gräßlichen Berge vorbei. Die Pferde rufen davon — aber wie ein Sturm hinterdrein, lautlos und gierig jagt das graue Heer. Schäum an den Mäulern, Entsetzen im Blick, laufen die Pferde über den Sand. „Hoi und hoi! Hoi und hoi!“ Da hängen graue Ketten — springen heran — verbeissen sich — springen abgestürzt zurück wie schmutzige Waffentropfen — werden immer mehr — immer mehr.

Die Reiter knallt, der Sporn stößt zu. In Sotias Hand hängt etwas Graues. Er zuckt auf vor Schmerz, die Hand blutet, er schleudert es in weitem Bogen fort. „Hoi und hoi! Hoi und hoi! Vorwärts, meine Tiere!“

Das Pferd seines Weibes stolpert, stürzt. Im letzten Augenblick reißt er mit gewaltigem Ruck die furchtbare Frau aus dem Sattel zu sich herüber, legt sie wie eine Puppe quer vor sich, schlägt den eigenen Gaul, der von der ungewohnten Last in die Knie gehen will, hoch — und „Lauf, mein Pferdchen, lauf!“ Ein Knäuel hinter ihm. Er schaut sich nicht um. Ein furchtbarer Schrei, wie nur Pferde schreien in Entsetzen und Todesnot. Weiter! Weiter! Er schlägt graues Geblüht mit den Sporen vom Bauch seines Pferdes, streift es gewaltig von den Schenkeln ab. Die Spur des Pferdes ist dunkel von Blut. Die Frau vor ihm schlägt schreiend um sich, er muß die Bestien vor ihr abwehren, als wären es fährliche Rißhaken — aber dort, im hellen Mond, liegt sein Gebot. Hinter ihm baigt sich ein gieriger Knäuel um einen zerfetzten Kadaver. An dem Hüfen seines Pferdes hängt der entsetzliche Tod. Und dann ein furchtbarer Schrei, und der Tod ist heran — aber er, Sotia, rafft sich empor, läuft, ein armeloses Menschenkind auf der Schulter, läuft, holpert, springt auf in wider, entsetzter Flucht, reißt eine Tür auf und ist geseht, laßt seinem Weibe, das ihm einen Sohn geboren wird, wie die frommen Priester in Siotti es ihm versprochen haben.

von Musik verstanden! Aber seine blasse Ahnung hatten sie davon, und er seinerseits hatte keine Lust, ihnen immer wieder die gleichen Geschichten vorzuspielen. Ohne Mandoline dagegen wurde er in Ruhe gelassen, und deshalb —

Das leuchtete mir ein. Ich nahm die Mandoline in Empfang und legte sie auf das Hirscherbänkechen in der Ecke. Und am nächsten Morgen holte der Sänger sein Instrument richtig wieder ab, bedankte sich und zog damit auf neue Jagden aus.

Aus diesem Anfang entwickelte sich eine Art von Verkehrs-verhältnis. Jedeswegs Tag für Tag, aber doch mehrmals wöchentlich nächtigte die Mandoline auf unserem Hirscherbänkechen. Einmal lag sie sogar volle zehn Tage im Quartier. Ihr Herr wußte über die befremdlich lange Pause in seiner Kunstübung keine rechte Auskunft zu geben. Wir begnügten die Vermutung, er wäre nicht ganz freiwillig fern geblieben. Ueberhaupt hatte der Rapolitaner — so hatten wir ihn genannt — ein merkwürdig zugeknöpftes Wesen an sich. Er taute auch nicht auf, als wir ihn bei beginnendem Winter aufforderten, seine Mandoline in der warmen Küche zu stimmen, und ihn dazu mit heißem Tee oder Kaffee bewirteten. Er nahm die Abtug mit Dank an, wie er auch ein altes Hemd und eine abgelegte Aermelweide von mir nicht zurückwies, aber er blieb verschlossen. Meine Frau hatte stets ein wenig Angst vor ihm. Ich aber lege noch heute die Hand darauf ins Feuer, daß er nicht imstande gewesen wäre, uns auch nur um eines Heller's Wert zu bestehlen, geschweize denn um ein Leids zu tun. Vielleicht verstanden wir nicht recht, die Kunst zu überbrücken, die nun einmal, gleichsam naturgegeben, zwischen ihm und uns gähnte.

Eines Tages sah ich unseren Sänger in der Innenstadt in weißlicher Gesellschaft. Das Bärchen stand eng umschlungen in der Tür einer Kneipe, aus der wilde Tanzmusik und wildes Gröhlen hervorquollen. Dem Betragen nach schien das Bärchen die Ehrpflanzel nicht gerade in Erbad zu haben, aber es war in seiner Weise schön. Zu dieser Zeit konnte ich die Mandoline nur ganz selten auf dem Hirscherbänkechen ausruhen; sie mußte offenbar tagsüber und auch in den Nächten für ihren Meister werden.

Lange, lange ließ sich der Rapolitaner nicht mehr blicken. Dann stand er plötzlich eines Nachmittags zu ungewohnter Stunde mit seinem Instrument wieder vor der Tür. Er sah verwildert und verlorst aus. „Da ist das Dings“, sagte er, „haben Sie es, bitte, auf! Diesmal dauert es aber länger.“ Und er wies seine didderbundene Finte vor. „Die feigen Hunde haben mir die Pforte kaputt gehauen!“

Wir rieten ihm, die Mandoline dann doch lieber selber zu behalten. Aber er antwortete: „Wohin soll ich damit, ja? Nein, nein, wenn Sie so gut sein wollen, behalten Sie sie, bis die Hand wieder heil wird. Nur gut, daß es nicht die rechte ist! Und ich danke Ihnen auch nochmals recht schön.“ Damit war er schon die Treppe hinunter.

„Wie so denn?“ überlachte kopfschüttelnd meine Frau. „Er braucht doch die linke Hand ebenso wie die rechte. Was soll das wohl heißen?“ Aber sie bettete die Mandoline gewissenhaft auf ihrem Platz, auf dem Hirscherbänkechen.

Dort lag sie, und es verstrichen Wochen um Wochen. Der Rapolitaner war wie vom Erdboden verschwunden. Die Saiten der Mandoline lockerten sich und gingen tot herab. Im Frühjahr dann, als das Eis aufging, suchte mich gänzlich unvermietet ein Kriminalkommissar auf. Er berichtete, ein Leichnam sei vom Fluß angeschwemmt worden, ein junger Mensch von etwa spanisch Jahren, mit einem dichten schwarzen Haarwuchs, ein Schnüßloch und ein 6,35-Millimeter-Revolvergeschloß im Schädel; im Mund lag mein Name mit den Anfangsbuchstaben meiner Vornamen eingeklebt. Ob mir ein solches Wälschkind irgend wann geflohen worden sei oder ob ich es am Ende verurteilt habe? Ich erliebe im Augenblick alles noch einmal die Mandoline, die warme Stiche und das ihm geschenkte Hemd. Darauf begleitete ich den Beamten. Und ja — es war der Rapolitaner.

Ich erzählte, was ich von ihm wußte. Der Kommissar nickte. Ein Ständchen unterbreit. Wer weiß, um was es gegangen ist. Um ein bißchen Liebe, um ein paar Groschen, vielleicht um — nichts. Einer weniger. Basta. Die Mandcholine, meinte er, soll ich zum Andenken behalten. Nun liegt sie immer noch auf ihrem Hübschkränchen. Jedesmal, wenn der Ständchen darüber hinhinzieht, gibt es einen verstimmt, kläglichen Ton.



### Koreanische Geschichten.

Nachgefragt von S. Droste-Hülshoff.

In jenen fernen Tagen, da in Korea der 31. Herrscher des Reiches im Gestalt des erhabenen Herrn und Königs Sin-mun-wang in seinem Palaste zu Schinta residierte, gehörte dort zum Hofstaate nach einem alten Brauche eine Menge leibgebener Sklaven. Unter diesen befand sich Taiko, ein Sohn des Reiches der Aufgehenden Sonne, der von der Insel Kjusiu stammte. Er war der Lieblingsknecht des Sin-mun-wangs, der König liebte ihn mehr als alle seine sonstigen Besten und sogar mehr als seine leiblichen Brüder und selbst als Kung-wo, den kleinen Thronfolger. So war dem Herrscher im höchsten Grade beliebt, als eines Tages sein Lieblingsknecht bei ihm erschien, sich ihm zu Füßen warf und ihm vor Schrecken stammelnd erzählte, daß ihm bei einem Spaziergang durch die königlichen Gärten jenseit der Tod begegnet wäre und ihm mit beiden erhabenen Armen zugewinkt habe. Er, Taiko, sei voll Entsetzen geschoßen, zweifle aber nicht daran, daß seine Tage gezählt seien.

Der König ließ sofort Zwei-schong-i, einen weisen Mann und Gelehrten, der nicht nur die foranische Schrift erfinden hatte, sondern auch im Umgange mit den Mächten der Unterwelt bewandert war und im ganzen „Land der Morgenröte“ höchstes Ansehen genoss, zu sich rufen und betrat mit ihm den Hof. Der Gelehrte dachte lange nach und riet schließlich dem Herrscher, sein künftiges Geschick in See zu setzen und durch die See seinen Lieblingsknecht Taiko nach seiner Heimat, der Insel Kjusiu, bringen zu lassen. Man solle das Unternehmen mit größter Eile und Eile betreiben. Er selbst, dem die Mächte der Finsternis dank seiner Zauberkunst vor seinem hundertsten Lebensjahre nichts anzuhängen vermöchten, werde versuchen, den Tod zu treffen, und ihn befragen, warum er den noch jungen Sklaven bedürftig habe.

Der weise Mann wurde befragt. Das rasche Schiff segelte noch in der gleichen Nacht mit Taiko an Bord nach der Insel Kjusiu ab, die man bei günstigen Winden in knapp fünf Tagen zu erreichen hoffte. Schon am Morgen nach der Abfahrt aber gelang es dem Gelehrten Zwei-schong-i, den Tod in den Wäldern am Fußflusse aufzuhalten und zu fragen, weswegen er Taiko, den Lieblingsknecht des erhabenen Herrn und Königs Sin-mun-wang, mit erhabenen Armen zugewinkt habe. Der Tod antwortete, er hätte lediglich sein plötzliches Entkommen zum Ausdruck bringen wollen. Warum dies geschehen sei, erwiderte sich der Gelehrte Zwei-schong-i. Da machte der Tod eine unbestimmte Handbewegung und sagte: „Ich wüßte nicht, was du, dem Sklaven Taiko, hier in den Gärten des Königs zu begehren, nachdem mir doch der Herr alles Lebendigen kurz zuvor aufgetragen hatte, Taiko in fünf Tagen von seiner Heimatinsel Kjusiu zu holen.“

Es war ebenfalls in Korea, dem „Land der Morgenröte“, jedoch etwa hundert Jahre nach der Regierungszeit des erhabenen Herrn und Königs Sin-mun-wang. Da internam es gelegentlich ein Aufstand der tatkräftigen Generalin Ki Taichon, den damaligen König zu stürzen und sich selbst des Thrones zu bemächtigen. Bei weitem nicht alle der Großen und Würdenträger des Landes waren mit dem neuen Herrscher einverstanden und auch weite Kreise des Volkes lehnten den Umsturz ab. Aber da er nun einmal die Macht an sich gerissen hatte und die Mitglieder des bisherigen Königshauses zu schwach schienen, um ihre Rechte energisch und ausdauernd zu behaupten, kamen die klugen Söhne des Landes zu der Überzeugung, daß es gut und weise sei, sich mit dem neuen Herrn zu stellen und sich nach Möglichkeit seines Wohlwollens zu versichern. Eineinzig erkaufte man sich immer am besten mit Geld. Das wußte man auch schon damals im „Land der Morgenröte“, und als Ki Taichon seinen Geburtstag feierte, kamen aus allen Teilen des Landes Abordnungen nach der eben gegründeten Hauptstadt Sui, um dem Herrscher Geschenke darzubringen. Waren der feinsten Seidenstoffe, Körbe und Säde voll Reis, Hirse, Bohnen und Ginstang, keine Erzgegenstände chinesischen und japanischen Kunstfertigkeit, Früchte und Blumen häuften sich im Palaste zu, und auf dem freien Platze davor stand das Vieh, das die Grundbesitzer dem Herrn geschenkt hatten. Eine besondere Überreichung aber hielten die Generale Ki Taichon für ihren Führer bereit: Sie erschienen vor dem Throne des Herrschers, und weil er unter dem Sternbild der Fische das Licht der Welt erblickt hatte, überreichten sie ihm eine goldene Platte, auf der zwei stierlich gezeichnete, lebensgroße Fischelein aus reinem Golde lagen. Ki Taichon nahm die Gabe sehr erfreut entgegen, er dankte seinen Generälen überaus freundlich und sprach lächelnd lächelnd, indem er die Platte mit den Fischelein leicht auf den Fingerspitzen wiegte: „Liebe, geschätzte Freunde! Verzeiht, daß mein lieber Bruder und erster Minister Kung-wang in zwei Monaten seinen Geburtstag feiert und daß dieser mein lieber Bruder im Zeichen des — Fisches geboren wurde!“

### Die kleine A-Mao.

Skizze von Max Geisler.

Walter Wang sah in seinem Geistes. Sein Gesicht war so gelb wie Sandstein, auch so hart. Er hörte A-Mao gegen die Tür des Kammerhens pochen, das rückwärts an diesem Gesäßen lag. „Walter, o Walter“, flüchte A-Mao, „ich habe nun seit vier Tagen nichts gegessen. Wollt ihr mich wirklich verhungern lassen?“ A-Mao war ein Mädchen von vierzehn Jahren. Sie hatte so gerne schöne Kleider vor sich hingeworfen, wenn die Bernsteinschale des Mondes über die weichen Schwingen der Berge herauf kam; sie schmeckte sich nach einem Glase gelben Tees und träumte, wie der ihre jungen Jahre geliebt hätte. ... Sollte das nun alles vorbei sein? Endlich bewegte sich Walter Wang und sagte: „A-Mao, sei doch nicht töricht! Als du die Nachricht vom Tode meines Verlobten erzieltest, haben wir beschlossen, es wäre richtig, daß du nun auch stirbst. Das ist gerecht, kleine A-Mao. Durch Deinen Tod gibst du nämlich ein Beispiel ehelicher Treue, das viele Geschlechter bewundern. Siehst du: Denen, die dir nachkommen, bringst du das Leben auch; aber in Deinem Alter und in Deiner Art würdest du dazu nicht fähig sein, kleine A-Mao. Es ist schon besser, du verläßt friedlich am Morgen. Erkenne das doch, A-Mao! Und erkenne auch: Wir und all unsere Nachfahren werden zu großem Ansehen gelangen, weil Dein Tod so ruhmvoll war. Du mußt nur einsehen, daß wir es sehr gut mit dir meinen. Statt dessen aber machst du uns Vorwürfe. Sei doch nicht so unvernünftig, kleine A-Mao!“

Aber A-Mao wollte sich dabei nicht trösten. Da legte Walter Wang ein Schloß vor ihre Tür, steckte den Schlüssel zu sich und ging aus dem Hofe. Am nächsten Morgen flüchte A-Mao noch immer. Man nahm sie in ihrer Zelle auf einer schmalen Leiter; und Wang dachte: Wenn ihre Finger so leicht durch die Zellen gehen wie der Wind durch die Baumharze, dann ist es gut, dann wird die kleine A-Mao bald sterben. Ihre Mutter aber sagte: „Ich kann das nicht mehr mit ansehen; die langsame Sterben des Kindes tötet mich. Wang, laß mich ein wenig Opium und gib es ihr zu trinken, dann wird sie bald friedlich sein.“ „Unmöglich!“ antwortete Wang. „Ich habe doch schon den Überprüfer benachrichtigt, daß A-Mao sich sterben läßt, um ihrem Verlobten so die Treue zu halten. Wenn sie am Auslöcher ist wie eine Kerze, die der Tag kommt, wird der Prüfer an ihrem Lager Rührung empfinden und ihr drei Mal den großen Segen spenden. Welch ein Ruhm für uns, Gutsheuer! Wenn sie aber ein Raubmordtäter geworden

## Dragu/Skizze von Richard Diehner

Seine Eltern waren rumänische Wölfe; er selbst hatte etwas von der peinigenden Unterwürfigkeit des Hausierers. Um aber Hausier zu sein, fehlte ihm wiederum der endgültige, freiwillige Verzicht auf Raub und Mord. Ich nannte ihn abwechselnd Dracu und Dragule. Dracu ist eine willkürliche Skizzen des rumänischen Dracula, zu deutsch: Teufel; Dragule aber heißt: Der Liebling. Beides war er für mich und vielleicht auch für andere, und weil er es in ungeborener, ererbter Schaulust war, darum liebte ich ihn.

Es ist lange her, da vermalte ich mit meiner Frau ein kleines Landgut in der Walachei, einsam am Südrande der Karpathen liegend und wohl gute drei Fahrstunden von der nächsten Stadt entfernt. Mein einziger Nachbar war ein deutscher Bauer, der für geringe Pacht einen prächtigen Gutshof mit wenigen Knechten musterhaft bewirtschaftete, der aber die merkwürdige Schulle hatte, daß er sich von Wölfen verfolgt glaubte. Vor Jahren war an einem Wintermorgen plötzlich sein dreijähriges Söhnchen verschwunden. Der Vater ließ sich den Verdacht, für den er zwar keine Gründe aufzählen konnte, nicht ausreden, ein Wolf habe sein einziges Kind getötet. Kurz darauf starb aus Stummer seine Frau. Wäre das eine nicht geschehen, so das andere nicht geschehen, schloß er: Die Wölfe waren schuld und deshalb fürchte und haßte er sie. Einmal fragte er mich, ob ich wisse, daß bei jedem Wurf der Wölfin ein Junges sei, das Sündkinder habe? Die Wölfin forschte sogleich nach diesem, führte ihre Jungen zur Tränke und achte darauf, welches von ihnen das Wasser nicht wie ein richtiger Wolf trinke, sondern es löste wie ein Hund. Den „Hund“ beiseite auf der Stelle tot; bliebe er am Leben, so würde er, wenn er stark geworden, seine Brüder und Schwestern zerreißen und auffressen.

Eines Tages im Mai kam der Bauer zu mir und sagte, er habe ein Wolfshündchen aufgefressen, ob ich mit dabei sein wolle, wenn er es aushebe? Ich ging mit ihm. Es war nicht weit von den Gütern. Sechs junge Wölfe lagen verknäult in einer Grube und schliefen, die Alten waren fort. Der Bauer schwang die tödliche Art über den Jungen, die hielt ihn zurück. „Erst die Probe, ob das stimmt, was Sie mir einmal erzählt haben.“ Wir steckten die Jungen in zwei Säcke und trugen sie auf mein Gut. Dort schüttete ich in eine Futterrinne Wasser auf Milch und setzte die jungen Wölfe vor die Rufen. Während fünf die gewässerte Milch still wie Kälber, in sich saßen, lachte sie der sechste und schlief von allen wie ein Hund. Ich nahm ihn zu mir; daß ihm die Gefangenschaft nicht zu langweilig werde, gab ich ihm einen seiner Brüder mit.

Als ich ein paar Wochen später eines Morgens nach der Hütte sah, an die ich die Wölfe angelegt hatte, war nur noch einer lebend: der „Hund“. Der Wolf lag vertikal neben ihm. „Dracula!“ flüchte ich, und der Hund ward fortan sein Name.

Dracu verstand sich bald auf demütigen Schmeicheln, so daß ich ihn mandol von der Kette löste, ihn auf kleinen Gängen mitnahm, und weil er mir willig auf Auf und Pfiff gehorchte, ließ ich ihn schließlich ganz frei im Hofe laufen. Er tat sich aus dem Hause, stürzte er wieder herein und schmeigte seinen fruppigen Kopf an mein Knie, als wollte er sagen: Ich her, wie ich mir Wölfe gebe, ein gutmütiges Hausier zu sein!

Als ich eines Morgens in die Küche kam, lag der Fleischtopf am Boden. Dracu hatte ihn, da er mit seiner Schnauze nicht in das sich oben verengende Gefäß fahren konnte, umgeworfen, das Fleisch herausgeschüttet und es aufgefressen. Er bekam Schläge. Ohne Laut zu geben, nahm er sie hin und seine Augen schienen wie die eines Kindes zu verfluchen: ich will es gewiß nicht mehr tun! Aber es hätte wohl besser heißen sollen: ich will mich gewiß nicht mehr erlösen lassen! Denn zwei Tage später war das Fleisch wieder fort. Dracu aber war schlau genug gewesen, das umgeworfene Gefäß wieder aufzurichten und seine Spuren zurückzulassen.

Ein paar Wochen später war beim Nachbarn eine Gans gestohlen worden. Die Feder davon fand ich im Hofe und in der Hütte Dracis. Wieder bekam er Schläge. Ich will es mir merken! sagte sein Wolf. An diesem Abend froh er früher als sonst in seine Hütte, daß sich jeder Mann von seiner Frechheit überzeugen mochte. Nachts kontrollierte ich Dracu. Er war fort. Und als ich am Morgen wieder zur Hütte kam, lag er in derselben Stellung, wie er sich abends vorher auf Stroh gelegt hatte. Kein Federchen war zu sehen, feins in der Hütte, feins im Hofe; aber aus dem Stalle des Nachbarn war wieder eine Gans verschwunden.

hätte, dann wäre ihr Sterben leicht wie ein Traum, und der Mandarin würde ihr deswegen feinerer Ehren erweisen.“ Es verging wieder ein Tag, der siebente. Am achten stand Wang bei guter Zeit auf, räumte sein Opium, und als er danach in den Hof kam, lagte er sein Ohr an das Pforten. Da hörte er nichts mehr, weder die schmale Laute noch das Weh, das auf ihrer Seele spielte. Er öffnete und fand A-Mao ohnmächtig auf ihrem Lager. Ihr Puls schlug kaum fühlbar; sie konnte wohl noch zwei Stunden leben. Wang schickte gleich einen Boten zu dem Mandarin und rief die Nachbarn, damit sie ihm an die Hand gingen und den Priester empfingen. A-Mao wurde nun in den Speisesaal getragen. Dort war ein Sessel mit schönen Tüchern überdeckt und hochgestellt wie ein Thron. Auf diesen Sessel wurde die kleine A-Mao gesetzt und mit seidenen Schnüren angebunden. Ein Räucherkerzen stand zu ihren Füßen. A-Mao sah und hörte von alledem nichts mehr; denn sie atmete nur noch mit Unterbrechungen. Die Mutter aber ließ einen Schrei des Schmerzens aus.

Da machte ihr Wang Vorwürfe und sagte: „Was bist du für ein einfaches Weib! Während der Mandarin schon auf dem Wege ist, unsern kühnen Ehren zu erweisen, die es seit tausend Jahren nicht erfahren hat, stehst du und weinst. Sieh schnell, daß du hinauskommst!“ Gleich darauf trat der Mandarin in den Saal. Er zündete das Räucherwerk an, betete vor der kleinen A-Mao, grüßte sie dreimal und erhobte sie über die Menschen: Er erklärte sie der Verehrung würdig, als Märtyrerin der ehelichen Treue.

Über allem war A-Mao gestorben. Und Wang sagte: „Die Dichter werden unterliche Lieber auf sie singen, weil ihr Leben selber ein Lied gewesen ist und ihr Sterben schön wie das Sterben einer Apfelsblüte, die im Lichte der erlösenden Sonne ihr Leben ausspannt. Ist das nun nicht unterlicher Ruhm für uns?“

Alle, die um ihn waren, beschäftigten ihm das. Da hörten sie Stimmen vor der Tür des Saales, und eine Dienerin trat zu Wang und sagte: „Kommt, her, und kommt schnell... der Mutter der kleinen A-Mao ist das Herz gebrochen.“



### Jim und Jigg.

Skizze von Emmy Rastke-Kumpf.

Langsam leerte sich der Kurzaal des kleinen Offizes, in dem bis lange nach Mitternacht die Parfüm- und Kosmetikfabrikation nach dem Aufgange der Sonne, man rief in der Kasse, Jim! rief der erste Geiger dem schwachlich aussehenden Jovanov zu, der sich kräftig einen dicken Wollschal um den Hals wickelte. „Gleich mal morgen liegen, Jim, wir machen einen Wiener Walzerabend, da können wir Dein Sargopium entnehmen, siehst du gottschämlich aus, kleiner!“ Darauf sah Jim den langen Parfüm an, hauchte ein „Gute Nacht“ und kramte sich in den Stuhl hinaus. Fast verschluckt ihm der kräftige Rastke das bißchen Atem, das die trankle Brust noch hergab. Aber nach der rauhigen Luft des Saales empfand er den starken Wind doch als Wohltat.

Nun band ich Dracu an die Kette fest. Da wandte er sich mit seiner ganzen Schmeichellust an meine Frau. Mit Erfolg. Weil es später geworden war, auch nachts schon ein paarmal Wölfe bis vor das Haus gekommen waren, hatte ich nichts dagegen, daß Dracu wieder freigelassen wurde.

Eines Winterabends, der Schnee lag hoch, mußte ich mit dem Wagen zur Stadt. Ich versprach, vor Eintritt der Dunkelheit wieder zurück zu sein. Auf dem Heimweg aber, eine knappe Stunde vor dem Ziel, verlor mein Wagen ein Rad. Die Nacht kam und ich hatte den Schaden noch nicht gutmachen können. Schließlich blieb mir nichts anderes zu tun übrig, als den Wagen stehen zu lassen und das notwendige Gepäck auf das Pferd zu laden. Klüglich stand Dracu vor mir. Wie aus einer Erbspalte geschlüpft, „Dragule!“ sagte ich zu ihm, „du hast dich im rechten Augenblick als Bote bei mir eingestellt.“ Daß meine Frau sich ob meines Ausbleibens nicht fürchte, knüpfte ich in mein Taschentuch einen Fettel, auf den ich ein paar Zeilen geschrieben hatte, schob das Taschentuch in Dracules Mantel und erklärte ihm mit Worten und Gebärden, die Post so schnell als möglich nach Hause zu bringen. Er schien zu verstehen, denn im nächsten Augenblick war er verschwunden. Nun rüstete ich das Gepäck in Ruhe zurecht, drehte mein Wagen auch noch die anderen Räder und vergrub alles im Schnee. Dann machte ich mich mit meinem Schimmel auf den Heimweg. Zu Hause fand ich meine Frau in größter Verärgerung. Sie glaubte mich, wenn nicht tot, so doch in Todesgefahr. Und warum? Dracu hatte das Taschentuch überbracht, ohne den Fettel und tropfend von Blut. Er hatte unterwegs gegest.

Im Frühjahr kam große Gesellschaft zu mir. Schwäbische Freunde, die ihre Landsleute in den deutschen Kolonien befragten, waren auf der Durchreise bei mir vorübergekommen. Dracu war die Freude aller Gäste. Er zeigte auf Wunsch sein zähes Gebiß und den roten Nachen, und jemand legte ihm ein Stücken Zucker auf die Zunge. Dracu spie es aus. „Du sollst den Zucker freileben!“ befahl ich. Geheißam leerte er das Würfelfeld aus, befehlte es im Maul, schluckte es aber nicht. Er schmeichelte, aber sein Kiefer rührte sich nicht. Ich drohte. Er lag wie ein Stein. War es denn so entwürdigend für ihn, Zucker zu freileben? Klüglich tollerten aus den Augen des Tieres Tränen. Er weinte, wie ein Mensch weint.

Im Herbst hatte mein Nachbar, der Dracu in letzter Zeit freundlichst geliebt war, seine. In seinem Hofe stand eine kleine Kulturzucht, die die Wälder von den Stollen löste. Für alles Fiedrich war das ein großes Fest. Dracu stand erst eine Weile still vor der Wälder, dann legte er sich zu Füßen des Knechtes, der die Wälder drehte, und schlief ein. Er schien so fest zu schlafen, daß nicht einmal die Hühner ihn weckten, die lachend und ganz nahe bei ihm, sich um die aus dem Trichter springenden Körner tauschten. Einmal ging der Knecht in die Scheune, der Bauer hatte ihn gerufen. Da hatte Dracu schon ein Subst, das ihm vor die Schnauze gekommen war, mit sicherem, laulosem Pfiff und entwirrte mit seiner Beute über den mannsbollen Baum.

Nun wurde endgültig beschlossen, Dracu dauernd an die Kette zu legen. Da er jedoch hatte vor der Strafe wegen des gestohlenen Subst, blieb er den ganzen Tag vom Hofe fern. Gut! Woche ihm diese Nacht noch in Freiheit gegeben, am nächsten Morgen, wenn er wieder kam, würde ich ihn unwiderruflich an die Kette fesseln. Doch es sollte nicht mehr dazu kommen. In jener Nacht wurden wir plötzlich von einem durchdringenden Scheul, wie es Wölfe im strengen Winter ausstoßen, geweckt. Vor der Tür lag Dracu. Als wir öffneten, stürzte er sich auf die Vorberufe, mißsam straffte er die Hinterbeine; die Schlotteten vor Schmerz. Von seinen Lenden tropfte Blut. Nach ein Paar Schritten brach er wieder zusammen. Jemand hatte ihn angeschossen.

„Dragule!“ sagte ich zu ihm. Er spitzte die Ohren und sah auf. Sein Blick hatte schon die Tragweite des Todes; er wachte noch matt mit dem Schweiß, obwohl es ihm sehr weh tun mußte. Dann legte er sich auf die Seite. „Dragule!“ Noch einmal riefte er den Kopf hoch, schaute mich an, seine Pupillen waren groß und in seinem Blick war etwas, das von mir verlangte, zu mißbilligen, daß ein Wesen, weil es aus bluthaftem Juvange, sozusagen geheißt von der Natur, handelt, und dabei gegen die Ordnung menschlicher Gesetze verstößt, mit dem Tode bestraft werden darf.

Ich streichelte zu, denn meines innigen Einverständnisses mit ihm kannte seinen Schicksal.

Dracu-Dragule aber war schon tot.

In der Ferne verlor sich das Lachen und Schwaßen der heimkehrenden Kurze; dann wurde es ganz still, je näher er dem kleinen Saal kam. Nur leise glucksend schlugen die Wellen gegen das Bollwerk. Laue Harfen und von der Wödeninsel herüber schillerten die Schreie der dort nistenden Vögel. Jim liebte den alten Saal um diese Zeit und lauerte sich auch heute auf eine der Treppen, die zu den Fischkotteln hinunterführten. Die kleine Fischkottelle war noch auf See, weit draußen, kein Motorgeräusch ließ sich vernehmen. Jim der Segler „Johanna“ schaukelte auf und nieder, wo Jim sah und vor sich hin dümmerte. Gut paßten das Klatschen des Wassers, der Geruch von Teer und Fisch in seine Träume. Wenn er die Augen schloß, glaubte er am Heimatstrand an der Sandstrasse zu sein und auf die Barken der heimkehrenden Brüder zu warten.

Je kränker sein Körper wurde, um so leidenschaftlicher flammte sich Jim an den Gedanken, bald heimzufahren. Deshalb zog es ihn wohl nachts so oft her, als wäre er hier seinem Ziele näher. Möglich ersichtete eine jämmerliche Sullen den schmalen Körper und verlor sich unheimlich in der Nacht. Jigg, Jigg, der Segler der „Johanna“, der übermüdet vom langen Fischfang — er war zwei Tage in den dänischen Gewässern gewesen — auf Tod schlief, erwachte von dem Geräusch und richtete sich auf. Im allerersten fahlen Morgenröte erkannte er zunächst noch nichts, hörte nur den leuchtenden Sullen. Da stand Jigg langsam auf und sah den zusammengekauerten Menschen auf der Treppe. Er schüttelte alle Müdigkeit ab und kletterte schnell von Tod. „Das ist hier man zu fast für dich, noch? Komm man ein hauchen an Bord!“ Epe Jim sich noch ausgerichtet hatte, schloß ihm Jigg mitteilend etwas Wipps aus seiner Nase ein. Wählig während durchdrang der ungewohnte Alkohol Jims Glieder. Daran leuchteten seine Augen auf, als Jigg ihm noch eine Decke auf die Schultern legte und sich neben ihm auf die Stufen hockte. Es glomm etwas wie Freundschaft zwischen den beiden Wölfen Menschen auf und löste die sonst so schweigsamen Jungen. Jigg war lange auf See gefahren, hatte Jidgo und Kopta auf Jaga geladen. Jims Gesicht strahlte, daß da einer neben ihm saß, der die Heimat kannte. Jigg sprach von seinen Fahrten durch die Sandstrasse, als ob er erzählte, daß er mal eben bei Krümer Brizon am Luthobben Kanthalat gelobt hätte.

Mit einem Mal spuckte er in großem Bogen aus, schob den Bism in die äußerste Mündung und fing leise an, eine fremdartige Melodie zu summen und Worte zu singen, die er selbst nicht verstand. Aber Jim sprang mit flackernden Augen auf; seine kühle Stimme formte zitternd vor Glück die Geimtaute und fiel in Jiggs Wieb ein. Er kletterte die Stufen zum Kai hinauf und bewegte sich rhythmisch zu der Melodie. Jigg schloß der Mund offen stehen vor Staunen. Doch als Jim schluchzend in sich zusammenfiel, kniete er voll Versehen neben ihm. „Wart man, mien küssen Jovanovs, wir spüren zusammen, und denn sehr ich dich über See heim zu Bobben, und denn klettert wir auf den Krakatau wir beide.“ Hisslos sah Jigg um. Da schlug es 3 Uhr von St. Nikolai. „Es ist Zeit, mein Jung, wir wollen schlafen, und morgen reden wir da all wieder von, noch?“

Einen Dank stammelnd, richtete sich Jim auf und versuchte, gegen den Wind kämpfend, heim zu gehen. Doch er

schauerte, und als Jigg ihn riefte, schüttelte ein fürchterliches Lachen den Kranken. Mit feierlich glänzenden Augen sprach er das Licht des flüchtigen Leuchtens. Jigg nicht verständnisvoll und murmelte: „Jes, Krakatau, des Jaga, komm, mien Jung!“ Damit hob er die leichte Gestalt und trug sie die Stufen hinunter zur „Johanna“.

In der kleinen Kajüte legte er Jim in seine Kojen. „Seim-fahren“ hauchte der Kranke. Die „Johanna“ schaukelte bestiger im Morgenwind. „Wir sind schon auf See, Offsee... denn Nordsee... und denn Sandstrasse, noch?“ Beruhigt schloß der Javaner die Augen. „Dann aber fuhr er wieder hoch, als sie ihm etwas ein. „Hier für Passage“, Jim nestelte an seinem Hemd und holte einen Beutel heraus, „hier Kapitän, alles für dich! Fahr schnell!“ Jigg wuschte sich mit dem Handrücken über die Augen. „Schlaf man, mien küssen Jovanovs, bald sind wir da.“ Ganz beifam ließ sich Jigg auf der Bank neben der Kojen nieder und hielt Jims zuckende Hand, bis er sie starr und kalt in der seinen fühlte.



### Der Schlüssel zum Glück.

Von Lilian Garvey, der berühmten Filmkünstlerin.

In England fragte man mich oft: „Wie kommt es, daß Sie als geborene Engländerin in Deutschland arbeiten?“ Sehr einfach: Seit meinem fünften Jahre habe ich in Deutschland gelebt. Ich war dort mit meiner Familie, als der Krieg ausbrach, und wir mußten bleiben. In Deutschland wurde ich als Tänzerin ausgebildet, und dort betrat ich auch die Filmbahn.

Als ich mich zum ersten Mal auf der Leinwand sah, mußte ich bitterlich weinen. Ich wollte nicht wieder spielen. Ich hatte dort eine tragische Rolle, und meine Kraft war zu Ende. Denn von Natur neige ich zum Tanz und zum Fröhlichkeit, zum Singen. Als ich noch keine zwanzig Jahre alt war, wirkte ich durch die Theater und Kabarets von Europa und wurde die Witze mit den Tangheinen genannt.

Ich bin ein vernünftiges, modernes Menschenkind und gehe gern zu Fußballspielen und Tenniswettkämpfen. Wenn ich nur mehr Zeit zum Sport hätte! Aber ich kann mir gerade Vergnügen nur selten erlauben. Bieleicht hat es mir großes Verbalb solchen Spaß bereitet, im Film „Ihre Hohen befehl!“ in jener Schlüsselhöhle aufzutreten, wo Henri G. at den jungen Offizier der Schloßwache und ich die als Rose verkleidete Königin spielte. Wir hatten uns zusammen zur Schlüsselhöhle zu stellen, die im Mondlicht geblendet war, und glitten zu den Klängen verführerischer Musik in die elyrischen Felder der Romantik und der Lustschloß.

Kurz bevor der Tonfilm Mode wurde, machte sich im stummen Film eine vornehmende Überlegenheit und Abneigung gegen alle albergeren Romantik und gegen naive Liebesgeschichten geltend. Durch den Tonfilm schien diese Abneigung noch verstärkt zu werden. Die etwas hohen Stimmen im Mikrophon schienen nicht zu den frischen, niedlichen und unschuldigen Gesichtern unserer Filmdeute zu passen. Manche Leute meinten, mit dem Tonfilm sei das Ende der Filmromantik gekommen.

Die neuentdeckte Sprache des Films — so weit sie nicht hart und metallisch war und in ihr Ausdrücke aus dem, den meisten Theaterbesuchern unbekannten: Notwendigkeit der Unterwelt vorlanten — mußte wichtig, sprühend und geistreich sein. Aber romantische Geschichten, in denen einfache, gesunde Jungen und Mädchen die Hauptrollen spielen, sagen dem Herzen und dem Sinn der meisten Menschen wohl mehr zu. Solche Filme stellen ja auch eine empfehlenswertere Unterhaltung dar als die Grimaßen irgend eines ausgekosteten Verbrechers oder als die menschlich dargestellten Gefühlskomplexe des nervösen und verhältnißlos Liebings einer kleinen in sich abgeschlossenen Gesellschaftsklasse.

Das Liebesmotiv, wie wir ihm z. B. in den erst-beiterten Filmen „Drei von der Tankstelle“ und „Ihre Hohen befehl!“ begegnet, hat meiner Ansicht nach vielen mit gesellschaftlichem Klatsch gefüllten Kinobesuchern außerordentlich gefallen.

Ich erhalte jeden Tag Hunderte von Briefen, meistens von jungen Leuten, in denen man mir für „zwei glückliche Stunden“ dankt. Aus diesen Briefen geht hervor, daß die Welt in den heutigen schlechten Zeiten lustige Filme wohl nötiger hat als hochdramatische. Das Interesse des Publikums wendet sich dem Lustfilm zu, der eine glückliche Mischung von Naivität und Empfindsamkeit darstellt.

Ich denke da an den Schläger aus dem Film „Der Kontrast“, die fröhliche Melodie, die meine Fahrt im offenen Wagen durch Wälder und in die lachende Landschaft begleitet. Jeder Lausjunge piffte bald diese Weise. Dann hat man mir erzählt, vierundzwanzig Stunden, nachdem die beiden Schläger „Trink, Brüderlein, trink“ und „Mein Verbling, ich erwarte dich“ aus dem Film „Drei von der Tankstelle“ durch den Rundfunk verbreitet worden waren, hätte die betreffende Schallplattenfabrik Tausende von Bestellungen erhalten und Hunderte von Aufträgen seien aus allen Gegenden eingelaufen. Alle diese Dinge deuten auf die Wiedergeburt des romantischen Films und der unbekümmerten, fröhlichen jugendlichen Geliebten dar. Solche Rollen liebe ich. Ganz erlernt, in welcher Zeit der Film spielt und wie eng geschnitten oder imponierend frisiert ist dann auftreten muß, immer bin ich die gleiche auf lose Streiche Erpichte, Vergnügte, Unbesorgte und Unbesümmerte.

Solche Geliebtenrollen habe ich mit Willi Feisch, Harry Liebowitz und Henri Garat immer gespielt. Willi Feisch ist in Deutschland von jeder mein Hauptpartner gewesen.

Wer eine Ahnung davon hat, wie es in einem Tonfilmatmosphäre aussieht, der weiß, daß der Filmstern — sobald ein Film begonnen wurde — von früh morgens bis spät abends beschäftigt ist. Während der vergangenen neun Monate habe ich vier Filme gedreht, jeden in drei Sprachen. Mit Ausnahme von sechs Tagen in diesen neun Monaten habe ich jede Woche sieben Tage lang arbeiten müssen. So wird man es auch verstehen, daß ich keine Zeit habe, mich viel um meine Freunde in England zu kümmern. Ich war 1928 in London und hatte die Absicht, dort längere Zeit zu arbeiten. Ich drehte auch mit Robin Irvine zusammen einen Film. Aber gleich darauf erhielt ich ein schmeichelfolles Angebot aus Berlin. Ich sollte die englische Fassung eines der ersten deutschen Tonfilme drehen, den „Liebeswälder“.

Seitdem bin ich niemals müßig gewesen. Ich drehe meine Filme in deutsch, englisch und französisch. Ich glaube, ich bin die einzige europäische Schauspielerin, die das macht.

Man sieht also, das Leben eines Tonfilmsterns ist reichlich anstrengend. Deshalb versuche ich auch immer wieder, für einige Tage auszurücken und mein Landhaus aufzusuchen, um dort sorglos zu leben.

Dann vergesse ich alles, was mit Filmen zusammenhängt. Dann denke ich nicht an das ermüdende Licht und den ununterbrochenen Lärm der Filmverfälschten, nicht an die Gefangenen, an den Tanzunterricht, an die Handpfeife und an die hundert anderen beruflichen und halbberuflichen Dinge, die ich in Berlin zurückgelassen habe. Dann gebe ich mich ganz jenen Tagträumen hin, die immer in meinem Unterbewußtsein lauern, den Träumen von einer glücklichen Kindheit, den kläglichen Bildern, die halb Wahrheit, halb Phantasie sind.

Wenn man jung ist, baut man gern Luftschlösser, gibt man sich gern dem alten Spiel hin, das da heißt: „Wenn ich...“ Dann glauben wir, Sonne, Mond und Sterne seien für uns da, die Welt habe mit uns begonnen, und kein Mensch könne jemals die Dinge so wunderbar erleben wie wir. Wenn solche Tagträume kommen, lazure ich mich in eine behagliche Gde und lasse meine Gedanken in diese Wälder hineinwandern, wo die Puppen nach meiner Melodie tanzen. Wer den Schlüssel zu diesem Märchenreich gefunden hat, der besitzt auch den Schlüssel zum Glück.